

Doing History

Sarah Willner/Georg Koch/Stefanie Samida (Hg.), *Doing History. Performative Praktiken in der Geschichtskultur (Edition Historische Kulturwissenschaften; Bd. 1)*, Münster (Waxmann) 2016, 258 S., 29,90 €

Ob es die berühmt-berüchtigten Mittelaltermärkte sind, auf die selbst verschlafene Provinzstädtchen nicht mehr meinen verzichten zu können, oder das allseits beliebte Wikingerlager, das mittlerweile auch als mehrwöchiger Selbsterfahrungstrip für ausgelaugte Top-Manager angeboten wird: Geschichte will offenbar zunehmend erlebt, gefühlt und körperlich wahrgenommen werden. Dieser Trend mag erstaunen und manchen auch irritieren, wissenschaftlich erforscht wurde er bisher recht wenig. Zwischen 2011 und 2016 stellte sich das von der Volkswagenstiftung finanzierte Kooperationsprojekt »Living History: Reenacted Prehistory between Research and Popular Performance« dieser Herausforderung. Forscher/innen unterschiedlicher Disziplinen untersuchten die Formenvielfalt von *Live Acts*, die sie im Sinne der Performanzforschung als individuelle wie kollektive Sinnstiftungen im Vollzug von Handlungen verstanden wissen wollen. Dieser konzeptionelle Rahmen prägt auch den hier zu rezensierenden Sammelband, der auf eine im Sommer 2014 im Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam durchgeführte Tagung zurückgeht. Die drei Herausgeber/innen des Bandes ordnen ihren Forschungsgegenstand der mittlerweile recht produktiven *Public History* zu, wollen darüber hinaus aber unter dem Label *Doing History* vor allem die performativen Praktiken in der Geschichtskultur in den Blick nehmen. Mit Verweis auf die Arbeiten von Andreas Reckwitz verstehen sie Praktiken als »distinktive routinisierte Bewegungen und Aktivitäten des Körpers«, die auf implizitem und explizitem Wissen beruhen. Inwiefern sich damit »Geschichte in ihrem praktischen Vollzug« analysieren lässt, bleibt ein wenig

vage. Als produktiver erweisen sich indes die drei Begriffspaare »Körper_Emotion«, »Erlebnis_Raum« und »Ding_Bedeutung«, die den Sammelband nicht nur strukturieren, sondern denen auch die insgesamt zwölf Beiträge zugeordnet sind.

Die ersten drei Aufsätze – von Juliane Brauer, Stefanie Samida und Sarah Willner – widmen sich der Körperlichkeit handlungsbasierter Geschichtsaneignungen. Während bei Juliane Brauer erlebnispädagogische Projekte zur Bewältigung diktatorischer Vergangenheiten kritisch reflektiert werden, steht bei Sarah Willner das archäologische Themenwandern in den Alpen als wissenskulturelle Praxis im Fokus. Beide Beiträge korrespondieren mit den stärker theoretisch ambitionierten Ausführungen von Stefanie Samida, die performative Praktiken in der ur- und frühgeschichtlichen Reenactment-Szene untersucht und ihre Erkenntnisse am Fallbeispiel eines nachgestellten Feldzuges gegen Germanen aus dem Jahr 213 illustriert. Die karnevalesk anmutende Veranstaltung zum 1800-jährigen Jubiläum des von Kaiser Caracalla durchgeführten Feldzuges dient Samida zur Erläuterung ihres in Anlehnung an die Arbeiten von Erika Fischer-Lichte entwickelten Forschungsansatzes. Unter den Leitbegriffen »Theatralität« und »Performativität« differenziert sie vier für die Deutung simulierender Geschichtsaneignungen relevante analytische Elemente: erstens die konkrete Aufführung als unwiederholbare Bedeutungskonstituierung, zweitens die situative, aber gleichwohl wiederholbare Inszenierung des historischen Bezugseignisses, drittens die leibliche Kopräsenz von Akteur/innen und Zuschauer/innen wie auch viertens die spezifischen Wahrnehmungsdimensionen leiblich-affektiver Erfahrungen der Akteur/innen. Dass diese Aspekte des Performativen für theatrale Geschichtsaneignungen wie die *Living History* konstitutiv sind, leuchtet unmittelbar ein, es bleibt allerdings zu fragen, welche Art von körperlich-emotionaler Erfahrung die Akteur/innen bei sol-

chen Reenactments tatsächlich machen und was ihre subjektive Erlebniswelt eigentlich mit Geschichte zu tun hat.

Der zweite Teil des Bandes umfasst insgesamt vier Beiträge, die unter dem Rahmenthema »Erlebnis_Raum« gebündelt sind. Während Frank Bösch der Beobachtung nachgeht, dass Menschen bewusst an öffentlichen Ereignissen teilnehmen, von denen sie annehmen, dass sie einmal geschichtsmächtig sein werden (»Geschichte in situ«), widmet sich Georg Koch in einem deutsch-britischen Vergleich den mittlerweile gängigen Reenactments in Fernsehdokumentationen und konkretisiert seine Beobachtungen an filmischen Darstellungen der Ur- und Frühgeschichte. Beide Beiträge beziehen sich auf einen vielschichtigen und nicht immer klar zu fassenden Erlebnisbegriff, den Bernhard Tschofen vor allem begriffsgeschichtlich auszuleuchten versucht. Tschofens nicht immer stringente Ausführungen münden letztlich in den Vorschlag, Geschichtskultur als eine *trading zone* zu verstehen, als einen Ort des Austausches und der Koproduktion von Wissen. Das ist nicht zuletzt deswegen interessant, weil auch andernorts Überlegungen angestellt werden, wie die Entstehung, Tradierung und Vermittlung historischen Wissens in geschichtskulturellen Kontexten funktioniert. Der Beitrag von Wolfgang Hochbruck soll hier positiv hervorgehoben werden. Am Beispiel des Amerikanischen Bürgerkrieges zeigt er eindrücklich die Entwicklung dramatisch-performativer Formate, die sich bis zum historischen Bezugsereignis selbst zurückverfolgen lassen. Im Übergang von einer Veteranenkultur zum nachstellenden Spiel bis hin zur öffentlichkeitswirksamen Großinszenierung konstituiert sich seit mehr als 150 Jahren eine Präsenz des Bürgerkrieges, die vor allem durch ihre generationellen Dynamiken und Tradierungen geprägt ist und die einmal mehr darauf verweist, wie unverzichtbar eine explizit generationengeschichtliche Sicht auf geschichtskulturelle Phänomene ist.

Der dritte Teil des Bandes trägt den Titel »Ding_Bedeutung« und umfasst insgesamt fünf Beiträge. Im Zentrum stehen dabei die materielle Kultur und der Umgang mit ihr im Rahmen simulierender Geschichtsaneignungen. Anja Dreschke beschäftigt sich mit den zwischen Karnevalsverein und Reenactment changierenden »Kölner Stämmen«, die sich den Lebenswelten von Awaren, Tataren, Hunnen, Mongolen und Indianern verschrieben haben. Noch skurriler erscheinen die von René Gründer untersuchten »Heidnischen Gemeinschaften«, die sich von neopaganen Ritualinszenierungen eine spirituelle Erfahrung erhoffen und so die Grenze zwischen rituellem Spiel und religiösem Erlebnis aktiv durchbrechen. Die jeweiligen Mechanismen der Wissensproduktion spielen hierbei wie auch bei dem Beitrag von Sven Kommer, der die überaus aktive Mittelalterszene ins Zentrum seiner Betrachtung stellt, und bei Miriam Sénécheau, die am Beispiel der Sonnenwendfeier im Berliner Grunewald-Stadion 1933 die auf emotionale Evidenz zielenden Authentifizierungsstrategien nachzeichnet, eine zentrale Rolle. Da *Living History* im Spannungsfeld zwischen Erlebnis, Ritual und Spiel anzusiedeln ist und dabei gleichzeitig den Anspruch erhebt, die jeweiligen Bezugskontexte »authentisch« nachzustellen, kommt den materiellen Objekten und Artefakten eine immense, in erster Linie eine authentifizierende Bedeutung zu. Unabhängig davon, ob es sich tatsächlich um Originale handelt, dienen sie dazu, die Verbindung von Gegenwart und Vergangenheit zu imaginieren und diesen Bezug körperlich-sinnlich erfahrbar zu machen. Mads Daugbjerg nennt das überzeugend »epistemische Autorität«. Er zeigt am Beispiel von *Civil War Reenactments*, wie durch materielle Objekte, inszeniertes Spiel und eine präparierte Landschaft Authentizität suggeriert wird, was mit der mehr oder weniger latenten Behauptung einhergeht, diese Form der Geschichtsaneignung sei dem herkömmlichen Buchwissen über Geschichte

an Anschaulichkeit und Identifikationspotential weit überlegen.

Insgesamt hinterlässt der Band den Eindruck, dass es in diesem Forschungsfeld noch viel zu untersuchen und zu analysieren gibt. Die zwölf Beiträge liefern hierfür bereits zahlreiche Anstöße und Einblicke. Die thematische Vielfalt ist ebenso anregend wie eindringlich, vor allem wenn es darum geht, die Facetten dieses geschichtskulturellen Phänomens in seiner ganzen Bandbreite abzubilden. Mit den Kategorien »Körper_Emotion«, »Erlebnis_Raum« und »Ding_Bedeutung« benennen die Herausgeber/innen drei zentrale Strukturelemente ihres Untersuchungsgegenstandes, auch wenn nicht alle Beiträge diesen konzeptionellen Anspruch einlösen. Gleichwohl erweist sich dieser Zugriff als analytisch sinnvoll, da er eine Vielzahl von Deutungsangeboten anregt, die es nicht nur zu lesen, sondern auch zu diskutieren lohnt.

ULRIKE JUREIT (HAMBURG)

The Experience of Common Soldiers in Old-Regime Europe

Ilya Berkovich, Motivation in War: The Experience of Common Soldiers in Old-Regime Europe, Cambridge (Cambridge University Press) 2017, 280 S., 22,99 £

Vormoderne Armeen seien zwar im Gegensatz zu den Armeen des 19. Jahrhunderts Freiwilligenarmeen gewesen, die Werbung der untersten Gesellschaftsschichten habe jedoch auf Zwang beruht und auch danach habe der Zwang die Soldaten in den Truppen gehalten. Gegen diese etwas ältere Lehrmeinung schreibt Berkovich mit seiner Studie über die Motivation von Soldaten des 18. Jahrhunderts an. Gerade der Kampf in Linienformation stellte an die Soldaten hohe Anforderungen, was der Frage nach der Motivation, sich als Soldat nicht nur anwerben, sondern auch in Schlachten einsetzen zu lassen, durchaus Gewicht verleiht.

Überraschend und durchaus inspirierend ist der Bezug auf Theorien und Studien zum Kampfverhalten im 20. Jahrhundert, welche vor allem die Bedeutung von informellen Gruppen betonen, die sich im alltäglichen militärischen Leben bildeten und dazu führten, dass man für seine Kollegen kämpfte.

Berkovich kombiniert verschiedene Modelle zur militärischen Motivation zu einer drei-mal-drei Matrix: Drei Typen von *compliance* (der Begriff ist wohl am besten mit *Gefügigkeit* zu übersetzen), nämlich Zwang, Verdienst und Normen (*coercive*, *remunerative* und *normative*) werden zu drei Zeitpunkten (Rekrutierung, Dienst und Schlacht) untersucht. Das Modell ist an sich plausibel, allerdings umfasst es meines Erachtens nicht alle relevanten Motive. Wo etwa soll der Wunsch, dank Militärdienst Reiseerfahrung zu sammeln, untergebracht werden? Die Erkenntnisse der neueren Migrationsforschung könnten hier komplexere Erklärungen anbieten, die das vorliegende Modell leider nicht berücksichtigt.

Die Arbeit basiert auf einer großen Anzahl von meist edierten Selbstzeugnissen. Insgesamt dominieren aber doch einige wenige Texte die Arbeit. Obwohl Berkovich durchaus differenziert, welchen Einfluss Intentionen und zeitliche Distanz auf die Texte hatten, gibt er einen »positivist approach« zu: »the statements of the authors are taken as they stand«. Leider geht der Autor nicht darauf ein, ob die Tatsache, schreiben zu können, die Stellung in der Armee und somit die Selbstzeugnisse beeinflusste. Etwas irritierend ist übrigens die Praxis, Fußnoten praktisch nur am Ende der Absätze zu setzen und damit die klare Zuordnung der Quellen zu verunmöglichen. Zudem wird dadurch zum Teil verschleiert, dass gewisse Aussagen nicht belegt sind (zum Beispiel die sinkende Kaufkraft von Soldatenlöhnen im 18. Jahrhundert).

Der gut strukturierten Einführung folgt ein nachvollziehbarer Aufbau: Zuerst wird die Bedeutung des Zwangs (als bisher dominantem Modell) anhand von Desertion